

Lange Schatten - kurze Schatten

Prolegomena zu einer Mutmaßung
über den Niedergang und Wiederaufgang der menschlichen Kultur
vor dem Hintergrund der christlichen Heilsgeschichte
im theologischen Spannungsfeld
zwischen dem Alten und dem Neuen Testament
in XII Schritten
nebst Epilog.

Von
Norbert Westhof

im Juli 2005

Prolog

Wenn die Sonne niedergeht, werden die Schatten länger. So rächen die Sünden der Väter sich an den Kindern und Kindeskindern, und im Alter sind die Wege der Menschen oft ganz zugewachsen mit den schwarzen Früchten ihrer Verfehlungen. – Was wir den jungen sagen, trifft sie unvorbereitet, und, obwohl sie selten gehorchen, es helfen die Worte der Älteren jenen mit jedem weiteren Jahr, da ihre Kraft mehr und mehr in eigene Wirklichkeiten aufgeht und sie nach Wegen erst *suchen* müssen, statt, wie in frühen Tagen, bunte Wahl zu haben; denn es schwindet die Freiheit Zug um Zug mit der Wahrheit des Seins. – Und so wie das Leben vieler einzelner verläuft, ist auch das des Menschen schlechthin vor Gott gestellt: Nicht, daß wir die Freiheit lernten, aufzubrechen, wohin wir wollen (Hölderlin), sondern unser ist, den Verzicht zu lernen auf einen solchen allzuleicht willkürlichen Gebrauch der Freiheit, damit, nein, bis ein neuer Tag anbricht und sehr viel kürzer sind die Schatten.

II

Mancher Gelehrte weiß um die Spiegelfechtereie in der Bildungspolitik; naturgemäß verstehen aber die Betroffenen die Warnungen jener nicht, und weiterhin suchen beider viele nach *politischen* Lösungen.

III

Wo die Liebe fehlt zu dem, was man kennen *könnte*, weil Erkenntnis Frucht von Liebe *ist*, trägt jede Anstrengung zur Verdunklung des Geistes bei und zum Verschwinden der Wirklichkeit, denn vor technischem Blick ist das Leben auf der Hut, das zu sich selbst sich bekennt, wenn es fremdem Willen unterworfen werden soll – zumal dem der Maschine.

IV

Anvertraute, Seelen, deren Geister sich noch anvertrauen, wie sie sollen, zerbrechen unter der Gewalt bereits des hinbiegenden Blicks auf einen fremden Zweck, statt daß einer wie berufen Freude empfinde über das Werdende und erkenne das Heile im Sein.

V

Mit jeder Unmäßigkeit ob noch des Wollens oder schon tatsächlich hinterließen Menschen Stacheln des Todes der menschlichen Kultur, deren Zerfall bereits so weit fortgeschritten ist, daß Mahnungen vielfach „antiquiert“ oder gar „fundamentalistisch“ genannt werden.

VI

Technokratie und Bürokratie, Plutokratie und Demagogie, Oligarchie und Hedonismus – diese sechs Stigmata einer „Kultur des Todes“ (Johannes Paul II.) haben jene Kennzeichen einer humanen Kultur verdrängt: Mäßigung, Zucht und Ordnung; Liebe, Treue und Hoffnung; Verständnis, Gelassenheit und Opferbereitschaft.

VII

Bar aller Geselligkeit ist Gesellschaft nicht länger *Communitas* sondern Masse, und Macht das bevorzugte Mittel des einzelnen, seine Individualität zu behaupten.

VIII

Verfügung statt Bezug führt zu *Verarmung* im Innern und schließlich zur *Seelenlosigkeit*, aber auch zur *Weltleere*:

Desinformation durch Informationsüberflutung und Verlust der Fähigkeit zur Gewichtung; grenzenlose Öffnung und Vermischung nationaler Kulturräume ebnet identitätsstiftende Konturen ein, bewirkt fundamentalistische Einkapselung einerseits und ziellosen Eskapismus in Extreme andererseits; Enttabuisierung hat Tabulosigkeit zur Folge, Schamlosigkeit Befriedigungsarmut; ein ungebremster Komplexitätszuwachs in Forschung und Lehre wie auch im alltäglichen Leben kann allein durch Zwang zur Simplifizierung kompensiert werden, welcher allzuoft entstellt; was als Chancenvielfalt daherkommt, entpuppt sich als Überangebot mit der Folge der Orientierungslosigkeit; Desensibilisierung und Apathie respondieren ein unaufhaltsames Mehr an Intensität; statt geschwinder zu sein mit immer

schnelleren Fortbewegungsmitteln, erstirbt mit dem Stau des Verkehrs auf der Straße und den üblen Folgen für die Umwelt auch der allgemeine Austausch zwischen Menschen; Gewinn an Zeit korrespondiert Langeweile, Vorstoß in den äußeren Raum Kontraktion des Seelischen und dessen Zusammenbruch; selbstwertige Vervielfältigung der Perspektiven hat Verlust der nötigen Ruhe zur Betrachtung zur Folge und des Muts zu eigener Ansicht wie zur Überzeugung des anderen.

IX

Was man im Rückblick auf die Entwicklung der menschlichen Kultur allein für den notwendigen Gegenschlag eines *Pendels der Gerechtigkeit* halten könnte, einer, die das gegebene Maß wiederherstellt, ist in Wahrheit stets sowohl Nachbeben des unmittelbar Voraufgegangenen als auch Erstimpuls einer jeweils neuen Epoche gewesen. Beispielsweise kompensiert das Industrie- und Technikzeitalter nach der langen Periode einer Verehrung des Gegebenen in Natur und Kunst die dokumentierten Erfahrungen einer mitunter als demütigend empfundenen Abhängigkeit des Menschen von eben diesen Bestimmungen durch das gesetzlich setzende Gegenüber als Natur und im Reich der Kunst durch Vorschriften, wie andererseits aber auch die zuletzt sicher leeren geistigen Höhenflüge eines philosophischen Idealismus oder, weiter fokussiert, einer subjektzentrischen spekulativen Geisteswissenschaft in jener Verherrlichung des Maschinentechnischen wie des mechanistischen Weltbildes konsequent fortgeführt werden, mit der bereits augenscheinlichgewordenen Sanktionierung jener uralten Hybris eines Sonnenfliegers Ikarus im wiederholt ungebremsten Absturz aus der ungebührlich war-

men, blendhellen Höhe. – Und doch ist, was heutzutage geschieht, grundverschieden.¹

¹ Der an kulturgeschichtlichem Hintergrund interessierte Leser sei auch an den Chor der thebanischen Alten aus Sophokles' Antigone erinnert, dessen Warnungen das Tun des heutigen Menschen in den Schatten stellt. Dort heißt es (in der Übersetzung Hölderlins):

Ungeheuer ist viel. Doch nichts
Ungeheurer als der Mensch.
Denn der, über die Nacht
Des Meers, wenn gegen den Winter wehet
Der Südwind, fährt er aus
In geflügelten sausenden Häusern.
Und der Himmlischen erhabene Erde,
Die unverderbliche, unermüdete,
Reibet er auf; mit dem strebenden Pfluge
Von Jahr zu Jahr
Treibt sein Verkehr er mit dem Rossegeschlecht,
Und leichtträumender Vögel Welt
Bestrickt er und jagt sie
Und wilder Tiere Zug
Und des Pontos salzbelebte Natur
Mit gesponnenen Netzen,
Der kundige Mann.
Und fängt mit Künsten das Wild,
Das auf Bergen übernachtet und schweift.
Und dem rauhmähnigen Rosse wirft er um
Den Nacken das Joch, und dem Berge
Bewandelnden unbezähmten Stier.

Und die Red und den luftigen
Gedanken und städtebeherrschenden Stolz
Hat erlernt er, und übelwohnender
Hügel feuchte Lüfte und
Die unglücklichen zu fliehen, die Pfeile. Allbewandert,
Unbewandert. Zu nichts kommt er.
Der Toten künftigen Ort nur
Zu fliehen weiß er nicht,
Und die Flucht unbeholfener Seuchen
Zu überdenken.
Von Weisem etwas, und das Geschickte der Kunst
Mehr, als er hoffen kann, besitzend,
Kommt einmal er auf Schlimmes, das andre zu Gutem.
Die Gesetze kränkt er, der Erd und Naturgewalt'ger
Beschwornes Gewissen;
Hochstädtisch kommt, unstädtisch
Zu nichts er, wo das Schöne
Mit ihm ist und mit Frechheit.
Nicht sei am Herde mit mir,
Noch gleichgesinnet,
Wer solches tut.

X

Daß der Mensch nun Hand an sich selbst legt, mit Genmanipulation an das werdende und mit Euthanasie an das vergehende Leben, daß ein sogenanntes Virtuelles mithilfe von Computern im Informationszeitalter die gegebene Wirklichkeit ersetzen können soll, beispielsweise an den Finanzmärkten oder aber in der zwischenmenschlichen Kommunikation, schließlich, daß im immer kürzerwerdenden Blick auf unmittelbar in die Gegenwart Hereinbrechendes das Vergangene der Erinnerungskraft entgleitet und mit dem Verlust der geistigen Bindung an die eigene Herkunft auch jedwedes Zukünftige *unvermittelt* heraufkommt, gleichsam geduldet wird wie ein scheinbar Zufälliges, wirft den Menschen zurück, weit zurück, in seiner Entwicklung als Wortgewaltiger und Hüter des Seins.

XI

Der Ferne entfernt *und* aller Nähe abgewandt, sind wir Knechte geworden des Augenblicks, der triebhaften Verfügung des Willens über die eigene und über die fremde Natur, haben wir verlernt, zu erkennen und zu sagen, was *ist*, zu lieben, was unserer Fürsorge überlassen, hinzugeben das Unsrige im Dienst an dem, als dessen Teil wir uns hätten sollen erfahren müssen und können. Was uns rettete, erscheint uns ein Nichts, wie ein Spiegel leerbleibt dem ans Dunkle gewöhnten Auge im Aufblick zum Licht, das die Gestalt des Betrachters umleuchtet. Es sei denn, daß wir den Schmerz verstünden, den wir erfahren, wenn wir länger hineinblicken und das Tremendum Fascinosum wird.

XII

Dann aber ergeht der Ruf, so die Hoffnung, nicht mehr selbst sagen zu wollen, was sei, und alles Bestimmen wird Bestimmung. Dann trägt das Herz sich nicht mehr selber vor, sondern dem Denken folgt die Tat, und hinter allem schweigt die unmittelbare Gewißheit sich hinein. Dann ist der Tod kein Ende mehr, sondern Schwelle eines Übertritts in den andern Teil des Raums.

Epilog

Angreifer: Ist es wieder Zeit für Geschichtsteleologien?

Verteidiger: Weshalb nicht?

A: Die Implikationen sind bekannt; die möglichen Folgen auch.

V: ... wenn es sich um „rückwärtsgewandte“ handelt, nicht wahr? – Was aber, wenn es positive Utopien sind. Dann stimmen „wir“ doch gerne zu.

A: Was ist dagegen zu sagen?

V: Im Prinzip – nichts! De facto jedoch: daß bisher all diese nicht zutrafen, während jene gut und gerne noch einige dunklen Erwartungen hätten zugelegt haben dürfen.

A: Wie ist dann „im Prinzip“ gemeint?

V: Wenn man sich auf den Standpunkt stellt, daß die Schöpfung oder, wenn man auch davon nicht reden will, die Natur unvollkommen ist und der Mensch die Möglichkeit, manche sagen gar, die Aufgabe, habe, sie zu verbessern, dann entwirft man Positivutopien und erklärt negative Vorfälle während des „Fortschritts“ als Unfälle bzw. als unnötig und korrigierbar – gewissermaßen als: technische Probleme.

A: Das hört sich ja gerade so an, als ob man sich aussuchen könne, woran man glauben will. Es sind doch schlicht

und ergreifend² die Fakten, welche dem Fortschrittswillen rechtgeben.

V: Welche Fakten sind denn hiermit konkret gemeint?

A: Auf allen Gebieten des Wissens und des Könnens wurden seit Menschengedenken enorme Fortschritte gemacht, ohne welche es heutzutage niemandem so gut gehen würde, wie es der Fall ist.

V: Sind alle diese „Fortschritte“ nicht stets mit „Rückschritten“ auf anderen Gebieten verbunden? Hat nicht alles, was am Äußeren und an Äußerlichem selbst erreicht wurde, die Kehrseite eines Rückfalls der Seele in das Stadium der Amorphie, ob dieser nun durch sublimen Mythopoesen oder quasi-fatalistische Strategien der Ich-Zerstörung inszeniert wird? Expressionistische Künstler hatten es noch empfunden und davor gewarnt, woran wir uns mittlerweile gewöhnt haben, so daß wir es nicht mehr *bewußt* erfahren, sondern nur noch unterbewußt; und wenn es uns gesagt wird, können wir kaum nachvollziehen, wovon die Rede ist: die Sakralisierung der Technik bzw. des Technischen und neuerdings die der Systeme bzw. des Systemischen. Und was jene „materiellen“ Fortschritte angeht – sind es bei näherem Hinsehen denn solche? Wird die Milch denn besser, wenn sie, im Preis vervierfacht gegenüber dem Erlös des Bauern, vom Kunden aus dem Supermarktregal genommen wird, in Pappkartons oder Kunststoff, pasteurisiert und homogenisiert, damit sie – übrigens bloß angeblich – länger verfügbar sei und vielerorts. Muß man nicht sagen, daß, wer sie trinkt, auf Dauer eben auch im Grunde pasteurisiert wird und homogenisiert – im übertragenen Sinne – „verfügbar“?

² So sprechen sie gern. (Anm. des Verf.)

Wessen Freiheit soll denn mit all dem Fortschritt vermehrt worden sein, wenn nicht bloß die derer, welche an der Spitze der sozialen Hierarchie stehen und die Drähte ziehen. Und was haben letztlich diese Macher davon? Ihre Menschlichkeit haben sie damit nicht vermehrt, und geliebt werden sie deshalb auch nicht (eher). Das Leben dieser wie vieler anderer Menschen ist sinnlos geworden. Diesen Sinn haben sie sich gerade dadurch genommen bzw. nehmen lassen, daß sie sich auf den Traum der Verfügbarkeit eingelassen haben. Die Welt ist nun mal nicht so, daß sie einem Menschen diene, der sich für Gott hält, statt an Gott zu glauben und im Einklang mit der Welt zu leben.

A: Ich sehe ein, daß vieles geopfert werden mußte für diese Fortschritte. Wir sind auch noch nicht am Ende damit. Aber das alles muß sein: Der Mensch hat sozusagen die Aufgabe, sich selbst zu überwinden. Daß er dabei den „alten Menschen“ abstreifen wird, versteht sich von selbst.

V: Wodurch soll denn dieser, sagen wir, „Neue Mensch“ sich auszeichnen?

A: Er wird frei sein, zu tun, was ihm beliebt, jederzeit und mit unerdenklichen Geschwindigkeiten.

V: Frei sein von was?

A: Von der Materie, wenn man so will; von der Schwerkraft.

V: Und frei wozu?

A: Frei, alles, einschließlich seiner selbst, jederzeit neu zu gestalten.

V: Wozu das alles?

A: Freiheit hat ihre Bedingung in sich selbst. Sie ist nicht durch ein Anderes begründbar. Das zeichnet sie als Freiheit aus.

V: Ist eine solche Freiheit nicht ein Nichts?

A: Ja, ein Nichts, aber auch ein Alles.

V: Das heißt: Das Ziel ist es, alles und nichts zugleich zu haben und zu sein. Als Gott zu sein, total entgrenzt. Ist das nicht der alte Traum?

A: Welcher?

V: Der, von welchem die Schlange spricht: Ihr werdet sein wie Gott... (1. Mose, Kap. 3).

A: Kann sein.

V: Sind all diejenigen, welche diesen Traum des Bösen träumen, dann nicht seine Jünger und Verführer der Menschen?

A: Das ist eine Frage der Perspektive. In Goethes *Faust* sagt Mephisto zu Faust richtigerweise, daß das Nichts, die Mutter Nacht, älter ist als das Licht (I. Studierzimmerszene).

V: Das Ziel der totalen Macht ist der Tod, nicht wahr?

A: Was Ihr „Tod“ nennt, ist – aus eben dieser anderen Perspektive – das *eigentliche* Leben, während dieses Leben – jetzt – wie Tod ist.

V: Wie Mephisto in Goethes *Faust* (an der genannten Stelle) sagt. – Mephisto ...?

A: Ja.